

Impuls zum Thema ANGST

Angst ist ein Gefühl. Doch sollten Gefühle ein Gegenstand der Philosophie sein? Ja – denn Angst ist ein existentielles Phänomen, das unser Menschsein definiert: Verletzlichkeit, Abhängigkeit, Freiheit und Endlichkeit. Sie durchdringt psychische, körperliche und kognitive Dimensionen und prägt damit weit mehr als unser unmittelbar affektives Erleben.

Philosophisch wird Angst in unterschiedlichen Traditionen verhandelt. In der Existenzphilosophie wird sie nicht primär als Reaktion auf eine konkrete Bedrohung, sondern als Offenlegung unseres In-der-Welt-Seins verstanden. Kierkegaard bestimmt Angst im *Begriff Angst* (1844) als „Schwindel der Freiheit“: Sie entsteht aus der Konfrontation mit den unendlichen Möglichkeiten, sich selbst zu bestimmen. Sartre radikalisiert diese Perspektive, indem er Angst im *Être et le Néant* mit der Erfahrung absoluter Wahlfreiheit und der Verantwortung für die eigene Entscheidung verschränkt. Bei Heidegger schließlich erscheint Angst als Grundbefindlichkeit, in der die Welt als Ganzes „entgleitet“ und das Dasein auf seine Geworfenheit und Endlichkeit zurückverwiesen wird.

Neuere philosophische und soziologisch-ethische Ansätze thematisieren, dass wir im heutigen Zeitalter der permanenten Information und technischer Kontrolle zwar scheinbar mehr Macht über die Welt gewinnen, subjektiv aber das Gefühl wächst, diese Kontrolle zu verlieren. Hartmut Rosa analysiert Angst im Kontext seiner Resonanztheorie als Reaktion auf eine beschleunigte, unverfügbare Welt, die individuelle wie kollektive Handlungsfähigkeit destabilisiert.

Martha Nussbaum versteht Angst in *The Monarchy of Fear* (2018) als basalste Emotion, die aus der kindlichen Erfahrung von Hilflosigkeit und der Abhängigkeit des Überlebens von der Versorgung durch die Eltern hervorgeht. Schon Aristoteles definiert Angst (*phobos*, *Rhetorik* II,5) als Schmerz angesichts eines bevorstehenden Übels, begleitet vom Eindruck eigener Machtlosigkeit. Gerade diese Ohnmachtserfahrung verschiebt Wertpräferenzen: weg von pluralen, auf Diversität und Integration ausgerichteten Haltungen hin zu selbstbezogenen, konservativen oder ausgrenzenden Mustern. Nussbaum argumentiert, dass Angst – wenn sie nicht identifiziert, reflektiert und bearbeitet wird – demokratische Gesellschaften unterminiert und autoritäre Tendenzen begünstigt.

Die globalen Krisendynamiken unserer Gegenwart – ökologische Kipppunkte, geopolitische Instabilitäten, pandemische Erfahrungen, demokratische Erosionen, ökonomische Unsicherheiten, technologische Umbrüche – verschärfen solche Angsterfahrungen. Angst wird zu einem kollektiven Unterstrom, der Diskurse polarisiert, Generationen trennt und politische Räume verengt. Und gerade dort, wo Angst nicht benannt wird, entfaltet sie ihre stärkste Wirkung.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Angst nicht nur ein psychologisches Phänomen, sondern ein genuin philosophischer Gegenstand von großer gesellschaftspolitischer Tragweite ist. Nur wenn Emotionen ernst genommen werden und ihnen nicht ausschließlich rational, sondern auch aktiv auf der Gefühlsebene etwas entgegengesetzt wird, können demokratische und plurale Ordnungen widerstandsfähig bleiben. Angst, die unreflektiert bleibt, öffnet populistischen und autoritären Tendenzen Räume; Angst, die bewusst wahrgenommen und gestaltet wird, eröffnet dagegen Möglichkeiten verantwortlicher Freiheit.

Die demokratisch fundierte Freiheit unseres Denkens und Handelns ist unauflöslich mit einem bewussten und mutigen Umgang mit Emotionen verbunden – und vielleicht besonders mit jener Emotion, die wir am liebsten vermeiden würden: dem Gefühl der Angst.